

Bärbel Kuhn, **Familienstand: Ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850–1914)**. Wien: Böhlau Verlag 2000, 488 S., EUR 34,50, ISBN 3-412-12999-2.

Vor dem Hintergrund von Herbert Grönermeyers bis heute noch allenthalben gerne mitgesummten „Neue Männer braucht das Land“ wirken die Bemerkungen von Johannes Müller aus dem Jahre 1902 eigentümlich aktuell: „Wenn wir rechte Männer hätten, gäbe es keine Frauenfrage und Ehenot. ... Wo sind die starken Männer, von denen abhängig zu sein tiefstes Naturbedürfnis und Glück der Frauen wäre! Wie wenige sind heutzutage noch imstande die Liebe der Frau zu wecken und zu erhalten, die sie zu allem befähigt, was nur irgendwie ihr Beruf sein kann, und zu dem Ideal gestaltet, das der Mann in ihnen sieht.“ Diese vermeintliche Aktualität trägt freilich, berücksichtigt man, worum es vor gut 100 Jahren in der Regel ging, wenn man sich so oder ähnlich äußerte. Dies waren Beiträge zu einer ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vornehmlich am Beispiel des weiblichen Geschlechts und ab dem letzten Drittel des Jahrhunderts auch in Bezug auf das männliche Geschlecht geführten Debatte über die Frage, was es mit den bürgerlichen Jungfern und Hagestolzen, den Ledigen, auf sich habe.

Genau diese Frage steht im Mittelpunkt der mittlerweile in zweiter Auflage vorliegenden Habilitationsschrift von Bärbel Kuhn, „Familienstand: Ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850–1914)“. Damit hat Kuhn gleichsam eine Forschungslücke geschlossen – was insofern für die gesamte Bürgertumsforschung von Bedeutung ist, als diese allzu lange den zeitgenössischen Selbstinszenierungen von der Omnipräsenz der bürgerlichen Kleinfamilie auf den Leim gegangen ist, statt just diese zu hinterfragen und dadurch als Teil des umfassenden zeitgenössischen Familialisierungsdiskurses deutlich zu machen. Kuhns Untersuchung über ledige Männer und Frauen des Bürgertums liefert also gleichsam eine wichtige Korrektur an den für die 19.-Jahrhundert-Forschung so beliebten Fortschreibungen zeitgenössischer Perspektiven. In erster Linie ist diese Arbeit aber eine materialreiche Studie, die das Phänomen Ledigsein aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet: Es werden die Debatten rekonstruiert, die bezüglich der Jungfern zwischen tragischen und komischen Aspekten schwankten und in der Intensität und teilweise auch Aggressivität, in der sie geführt wurden, auf fundamentale Verunsicherungen innerhalb der Geschlechterordnung des 19. Jahrhunderts verweisen. Dabei ist bemerkenswert, dass alten Jungfern wie Hagestolzen gleichermaßen ihre „natürliche“ geschlechtliche Identität abgesprochen wurde. Bei den Männern kam erschwerend hinzu, dass ihr Status als aktive Heiratsverweigerung, ja als ein Drücken vor der Verantwortung interpretiert wurde, was – so die Besorgnis – in letzter Konsequenz den gesamten Staat zu untergraben drohe.

Kuhn beleuchtet darüber hinaus den rechtlichen Rahmen, in dem sich unverheiratete Männer und Frauen bewegten. Ebenfalls eingegangen wird auf die sozialen und ökonomischen Hintergründe, die Frauen und Männer bewegten oder – was man Frauen eher unterstellte – dazu zwangen, auf eine Heirat zu verzichten. Ausführlich wird auf den für das weibliche Geschlecht insofern besonders bedeutsamen Zusammenhang von Beruf und Ledigsein eingegangen, als fast alle für bürgerliche Frauen relevanten Berufe den Verzicht auf Heirat zwangsläufig erforderten. Dass diese Berufe – Lehrerin, Kindergärtnerin, Krankenschwester – eine spezifische „weibliche Eigenart“ erforderten und hier also die

„geistige Mütterlichkeit“ vonnöten war, die den verheirateten Frauen in ihrer Familienarbeit unterstellt wurde, ist bekannt und wird von Kuhn noch einmal so anschaulich nachgezeichnet, dass ganz deutlich wird, wie diese Definition und gleichsam Beschränkung der weiblichen Berufstätigkeit den Frauen in Fleisch und Blut übergang. Im Unterschied dazu galt es für eine ganze Reihe männlicher Berufe als unerlässlich, verheiratet zu sein: Erinnert sei an den Pfarrerberuf.

Wurde die Situation lediger Männer und Frauen auch in vielerlei Hinsicht unterschiedlich bewertet – wobei beides gleichermaßen abgelehnt wurde, was vor dem Hintergrund der bürgerlichen Familienkonzeption nicht überrascht –, so gab es doch auch zahlreiche Gemeinsamkeiten: Ledige lebten selten alleine, meist wohnten sie mit Verwandten zusammen. Überhaupt spielte die Familie eine große Rolle, und zwar nicht nur insofern, als man wichtige Aufgaben als Tante oder Onkel zu erfüllen hatte, sondern auch als Zufluchts- und Rückhaltort, zu dem man engen Kontakt hielt. Eine weitere Gemeinsamkeit von Hagestolzen und alten Jungfern stellte ihre häufig lebenslange Auseinandersetzung über ihre geschlechtliche Identität dar, die durch das Fehlen eines offiziell anerkannten Partners oder einer offiziell anerkannten Partnerin bedingt zu sein schien. Wobei die Betonung von Kuhn hier zu Recht auf das Fehlen des legitimierten Partners oder der Partnerin gelegt wird. Überzeugend zeigt sie nämlich, dass Ledigsein auch im vermeintlich pruden bürgerlichen Jahrhundert keineswegs einen Verzicht auf Sexualität bedeutete – weder für Frauen noch für Männer.

Anschaulich, aber vielleicht auch widersprüchlich, wird Kuhns Untersuchung in den Teilen, in denen sie entlang exemplarischer Lebensläufe den Alltag von insgesamt drei Jungfern und drei Hagestolzen nachzeichnet. Zum einen ist die Auswahl nicht ohne Tücken: Die Frauen, Adelheid Mommsen, Frieda Duensing, Marie von Bunsen, waren alle berufstätig beziehungsweise materiell so unabhängig, dass sie nicht als Tanten oder eben ledige Schwestern in den Haushalten anderer Familienangehöriger leben mussten. Warum – so stellt sich hier die Frage – klammert Kuhn den anderen, wahrscheinlich wesentlich verbreiteteren Typus vollkommen aus? Wo bleiben die unzähligen Tanten, die eben auch in bürgerlichen Kreisen ohne bezahlte Arbeit ihr Auskommen fanden und dies nur dadurch konnten, dass sie sich als billige Köchinnen, Krankenschwestern, Ersatzmütter, emotionale Auffangbecken und allzeit bereite Haushaltshilfen für unzählige Familienmitglieder verdingen mussten – und dadurch in eine sozial und auch psychisch nicht selten so prekäre Lage gerieten, dass der Ausspruch Christiane Hegels, sie komme sich vor „wie ein Päckchen, das man auf der Post verschicken wolle“, nicht nur auf das bekanntlich tragische Einzelschicksal von Hegels Schwester verweist? Warum also die Beschränkung auf die vergleichsweise komfortabel lebenden berufstätigen Damen, welche überdies so dargestellt werden, als weise von ihnen eine direkte Linie in Richtung weiblicher Berufstätigkeit des 20. und 21. Jahrhunderts? Die Berücksichtigung der in Familienarbeit tätigen ledigen Frauen hätte nicht nur weitere wichtige Korrekturen an den zeitgenössischen Familienstilisierungen mit sich gebracht, sondern auch vor den Kontinuitätsnarrativen bewahrt, für die die 19.-Jahrhundert-Forschung so überaus anfällig zu sein scheint. So kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass durch dieses Auswahlverfahren genau jenes Zuviel an Kontinuität zum 21. Jahrhundert erzeugt wird, welches schon durch die Anmutungen an Grönemeyer deutlich geworden ist. Ein zweites

Problem bezieht sich grundsätzlicher auf die Quellenauswahl und die Lesarten der Quellen. Bärbel Kuhns Untersuchung basiert in der überwiegenden Mehrzahl auf gedruckten Erinnerungen, Tagebüchern und Büchern. Es ist müßig, auf die ausufernden Debatten über Egodokumente zum einen und über Erfahrungsbegriffe auf der anderen Seite zu verweisen – Bärbel Kuhn jedenfalls neigt zu einer häufig allzu dokumentarischen Lesart, die erneut genau die Differenz zum 19. Jahrhundert zum Verschwinden bringt, auf die die ledigen Frauen und Männer, der Umgang mit ihrer Lebensform und ihr Alltag verweisen.

*Rebekka Habermas, Göttingen*

Susanne Claudine Pils, **Schreiben über Stadt. Das Wien der Johanna Theresia Harrach 1639–1716**. Wien: Franz Deuticke 2002, 348 S., 24 Abb., EUR 29,90, ISBN 3-70054-672-6.

Wie lebte eine (adelige) Frau in der Frühen Neuzeit? Womit beschäftigte sie sich? Welche Tätigkeiten füllten ihren Tagesablauf aus? Welche Gedanken und Ideen hatte sie? Zu den zentralen Quellengattungen, die auf solche und ähnliche Fragen Antwort geben können, zählen Selbstzeugnisse. Während ihrer Trennung von Juli bis Dezember 1665 und von November 1676 bis November 1677 schrieb Gräfin Johanna Theresia von Harrach ihrem als kaiserlicher Botschafter im fernen Madrid lebenden Gemahl Ferdinand Bonaventura nicht nur Briefe, sondern auch täglich einen ‚Zettel‘. Die ‚Tagzettel‘, eine Mischform zwischen Brief und Tagebuchaufzeichnung, waren ausschließlich für den Adressaten bestimmt; sie waren das intimste Medium der ehelichen Kommunikation. Johanna hielt nicht nur ihren Tagesablauf fest und beriet sich mit ihrem Gemahl über Kindererziehung und Haushaltsführung, sondern ließ ihn auch an ihren Ängsten vor Krankheit und Tod sowie ihren Gedanken über Eifersucht und Sehnsucht teilhaben; darüber hinaus berichtete sie ihm vom alltäglichen Leben der Aristokratie in der kaiserlichen Residenz Wien und bei Hof.

Auf der Grundlage dieser tagebuchähnlichen Aufzeichnungen hat Pils den Alltag einer hochadeligen Frau in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts analysiert. Die Komplexität der Quelle ermöglichte unterschiedliche Fragestellungen und Zugänge. Das Leben der Gräfin von Harrach im Wien Kaiser Leopolds I. untersucht Pils aus vier Perspektiven. Zunächst werden die ‚Rahmenbedingungen‘ in den Blick genommen. Die Entwicklung der Stadt im 17. Jahrhundert wird unter sozialgeschichtlichen Fragestellungen auf der Grundlage mehrerer zeitgenössischer Karten sowie anhand von Reisebeschreibungen vorgestellt: Demographie und Konfessionalisierung, Verkehrswege und -bedingungen, die Bevölkerungsschichten an den städtischen Außenbezirken, städtische Verwaltung des Bettels, das Wohnen und die Quartiernot sowie die Bedeutung der adeligen Dynastie.

Pils fokussiert im folgenden Abschnitt von der ‚Totale‘ der Stadt auf das Wiener Stadthaus der Familie von Harrach. Nicht nur die Tagzettel, sondern auch die im Anhang edierten Besoldungs- und Einkaufslisten, Rechnungen, die Instruktion für den Hofmeister und das Rauminventar geben Auskunft über den Lebens- und Verfügungsraum der ‚Haus-